

die Tatsache hinzu, daß von Canisius selbst zu Verrat und Intrigen dem deutschen Kaiserhaus gegenüber offensichtlich die erste Hand geboten ist.“ Abgesehen von der Grundlosigkeit dieser Anschuldigung gegen Canisius könnte man die Frage aufwerfen, ob denn der schon Jahre zuvor erfolgte Abfall des Moritz von Sachsen kein Verrat an der kaiserlichen Sache war.

Einen positiven Beitrag zur Psychologie des Heiligen vermag Sch.s Arbeit leider auch nicht zu bieten. Er erblickt in Canisius lediglich den Profßjesuiten, den Mann der Politik und des unersättlichen Machtstrebens. Von dem zarten, religiösen Innenleben, das sich doch in der Korrespondenz des Heiligen so klar widerspiegelt, weiß er nichts zu berichten.

Verzeichnet ist auch das Bild, das der Verf. von der Gesellschaft Jesu entwirft. Richtig ist, daß diese allezeit und in erster Linie die Interessen der Kirche, namentlich die des Trienter Konzils, vertrat. Das war nicht bloß ihr gutes Recht, sondern auch ihre heilige Pflicht. Daß die Gesellschaft Jesu auch auf ihre Existenz und Ausbreitung in den einzelnen Ländern bedacht war, wer könnte ihr das im Ernst verargen? Willkür jedenfalls ist es, das Verhältnis umzukehren und zu behaupten, daß der Societas Jesu das Ordensinteresse vor dem allgemeinen kirchlichen ging. Ein solches Ressentiment mag vielleicht aus der Lektüre der Schriften von Paul Graf v. Hoensbroech, kann aber nicht aus dem Studium der Canisius-Korrespondenz stammen.

Daß in der Gesellschaft Jesu und bei ihren Mitglidern bis hinauf zu ihrer Spitze auch Menschlichkeiten vorkamen — welcher Orden wäre frei von solchen? — soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Aber den Schluß ziehen, daß Canisius wegen dieser Menschlichkeiten nach seiner Versetzung nach Freiburg in der Schweiz ein gebrochener Mann gewesen sei, entspricht nicht den Tatsachen. Ein Mann von so erstaunlicher literarischer Fruchtbarkeit, gerade nach seiner Enthebung vom Provinzialat, kann unmöglich innerlich gebrochen gewesen sein. Canisius mochte seine Versetzung als Mensch schwer empfunden haben; allein als treuer Ordensmann war er der Welt innerlich zu sehr abgestorben, als daß er deswegen nach seiner Ankunft in Freiburg mit seinem Leben bereits abgeschlossen hätte. Im Gegenteil. Hier erst entfaltete sich sein Leben zu jenem Heroismus, der ihm schließlich die Ehre der Altäre eingetragen hat.

Fr. Streicher S. J.

Mysterium Christi. Christologische Studien britischer und deutscher Theologen, hrsg. v. G. K. A. Bell und Adolf Deißmann. gr. 8° (356 S.) Berlin 1931, Furche-Verlag. M 16.—; geb. M 18.—.

Das Buch will die britisch-deutschen Theologenkonferenzen von Canterbury 1927 und Eisenach 1929, die letztlich der Stockholmer Konferenz entsprungen sind, schriftlich fortsetzen. Es handelt sich dabei nicht um einheitliche Abhandlungen, sondern jeder der Vertreter seiner Kirche schreibt für sich, wenn auch der Gesamtaufbau des Buches in etwa systematisch gehalten ist.

Fein weist zunächst A. Deißmann gegen die moderne Tendenz, Christus zu einem bloßen Kultphänomen ohne historisches Leben zu machen, nach, daß der Name Jesus erst durch das Christentum zu einem Kultnamen wurde. G. Kittel drängt gegen ähnliche Richtungen darauf, daß im Urchristentum der „historische Christus“ stark im Vordergrund stand. Sehr lehrreich, wenn auch leider — wie übrigens fast alle Artikel — auf einer subjektiven Quellenhypothese aufgebaut, ist die Darlegung von Ch. H. Dodd über „Jesus als

Lehrer und Prophet“. Es wird die Parallele mit dem alttestamentlichen Judentum gezogen und dadurch gut herausgestellt, wie Jesus den Zeitgenossen als Prophet erscheinen konnte. Jedoch war er nicht Prophet im gewöhnlichen Sinn, da er nicht nur die Verheißung, sondern auch die Erfüllung brachte. E. C. Hoskyns sucht „Christus als Messias“ auf Grund des A. T. zu verstehen und meint mit Recht, wie auch andere Artikel des Buches, daß nur vom A. T. und nicht vom Hellenismus aus das rechte Verständnis Christi gewonnen werden könne: ein Zeichen des immer stärkeren Verblässens der Grundidee Harnacks. Ein mutiges Bekenntnis zur Gottheit Christi findet sich in dem entsprechenden Artikel von H. Sasse: „Jesus Christus der Herr.“ Es tritt hier zwar, dem ganzen modernen protestantischen Denken entsprechend, das historisch Beweisbare vor der Glaubenserkenntnis stark zurück. Wesentlich hängt das auch mit der durch die liberale Bibelkritik hervorgerufenen Unsicherheit über die Evangelien bzw. deren einzelne Erzählungen zusammen. Die übertriebene orthodoxe Verbalinspiration ist leider durch das andere Extrem abgelöst worden, ohne daß bisher der Mittelweg der Inhaltsinspiration erkannt wäre (*omnes res et sententiae*). Gegenüber der Grundeinstellung wäre zu sagen, daß doch kein prinzipieller Grund vorliegen kann, warum der Mensch nicht auf historischem Wege aus Christi Lehre, Leben und Wunder die Tatsache seiner Gottheit sollte erkennen können. Freilich zwingt dieser sichere Beweis niemanden zur Zustimmung. Nur mit Gnade und Wille wird der Mensch das „Ja“ frei sagen. Dies ist der rechte Mittelweg, der beide Elemente verbindet, ohne daß die subjektive Seite der Glaubenserfahrung auf Kosten der objektiven historischen Erkenntnis zu sehr hervorgehoben wird. Allerdings erfordert das ein Abweichen von der Grundeinstellung Luthers, der zur Beruhigung seiner Seele vor allem die persönliche Glaubenserfahrung betonte. Daraus erklärt sich letztlich wohl auch die Ablehnung jeder „metaphysischen“ Erklärung der Person Christi, die vor allem in der Ablehnung des Chalcedonense, wie sonst in modernen Protestantismus, so auch hier in der Arbeit von J. M. Creed, „Neuere Strömungen in der englischen Christologie“, und dem Artikel von N. Micklem, „Ein moderner Zugang zur christologischen Frage“, zum Ausdruck kommt. Ich meine, Christus muß uns so hochstehen, daß alles an ihm der Forschung würdig erscheint: nicht nur das Verhältnis zu uns, sondern auch sein eigenes inneres Leben. Das letzte Geheimnis wird hier auch nach katholischer Lehre, welche die Inkarnation zu den Glaubensgeheimnissen rechnet, selbst nachdem uns die Tatsache offenbart ist, verborgen bleiben. Aber wenn wir in unserer irdischen Sprache das darstellen, was Evangelium und Tradition über die Vereinigung der Gottheit und Menschheit, über das „*Verbum caro factum est*“ uns lehren, so gehört das sicher wesentlich mit in eine volle Christologie. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß die soteriologische Bedeutung Christi in den Hintergrund treten soll. Aber auch die Betrachtung der Natur Christi steht ja im Blickfeld des *σωτηριε*, wie J. Kenneth Mozley es in seiner Abhandlung: „Christologie und Soteriologie“ fordert.

Der Führer der lutherischen deutschen Erneuerung, P. Althaus, setzt sich in dem Artikel: „Das Kreuz Christi“ mit der altprotestantischen Dogmatik auseinander. Der Wert des Kreuzestodes kann nicht, wie sie meinte, in einer stellvertretenden gehorsamen Erfüllung des Gesetzes liegen noch in dem Abbüßen der Höllestrafen. Denn der Gehorsam ist eine ganz persönliche Leistung, die Christus als Mensch Gott schuldete und die auch nicht für andere abgeleistet werden kann.

Das wäre völlig unprotestantisch gedacht. Höllenstrafen aber sind wesentlich die Verhärtung im Bösen: „Die Strafe in diesem Sinne läßt sich von der Sünde, von dem Sünder nicht lösen“ (262). Das Kreuz ist freilich notwendig wegen Gottes Heiligkeit. Es hat uns jedoch nicht „Äquivalenz“ gebracht. Wir sind erlöst, weil es Gott gefiel, in dem Gehorsamen das Wunder der Verzeihung zu vollbringen und uns in dem unter dem Zorn Gottes und der Menschen Stehenden vom göttlichen Zorn zu befreien. — Dem fortlebenden Christus ist die Arbeit von A. E. J. Rawlinson, „Corpus Christi“, gewidmet. Den Ausdruck scheint Paulus aus der Eucharistielehre entnommen zu haben. Er ist nicht bildhaft, sondern leibhaftig, sakramental gemeint. Durch die Taufe wird man dem Leibe Christi einverleibt; durch die Eucharistie lebendig in ihm erhalten. Auch R. weist die schon früher von uns abgelehnte Theorie Lietzmanns (vgl. Schol 3 [1928] 256 f.) zurück, nach der erst Paulus die Beziehung der Eucharistie zum Kreuz gefunden habe, und erinnert mit Recht an die Einsetzungsworte Christi vom „Blut“ des Neuen Bundes. Doch meint er, daß Paulus diese in der ersten Christenheit vergessene Idee wieder ganz in das Bewußtsein gebracht habe. Schon rein historisch betrachtet, dürfte dafür kein Grund vorliegen, da Paulus ganz offenbar diese Lehre als bekannt voraussetzt. — Der letzte christologische Artikel ist von H. Frick der „verborgenen Herrlichkeit Christi und ihrer künftigen Enthüllung“ gewidmet. Es handelt sich hier nicht um zwei getrennte Sphären, sondern „das Reich der Macht, das am Ende erscheinen soll, ist schon jetzt da, allerdings verborgen für uns“ (316), in der Gnade. Tief ist der Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Ethik auf die verschiedene Stellung der beiden Religionen zum verborgenen und verherrlichten Christus zurückgeführt. Der Protestantismus, der mehr den verborgenen Christus in uns sieht, wurde notwendig quietistischer als der aktivere Katholizismus. Gerade auch durch das von Frick abgelehnte zeitweise Durchdringen der Herrlichkeit Christi aus der Verborgenheit erhält das katholische Glaubensleben die objektive Siegeszuversicht, die in ihm mit Hilfe der Gnade mehr Freude weckt, als der mehr subjektiv eingestellte Fuduzialglaube das vermöchte. — So bietet das Gesamtwerk wie die einzelnen Artikel zahlreiche Anregungen. H. Weisweiler S. J.

Keynes, J. N., *Studies and exercises in formal logic* (4th edit.) 8^o (XXIV u. 548 S.) London 1928, Macmillan. Sh 12/6.

Der vorliegende Neudruck der 1906 erschienenen 4. Auflage umfaßt nur die gewohnten drei Teile der deduktiven Logik, Begriff, Urteil und Syllogismus; dazu in einem Anhang noch die Erweiterung, die die alte Logik durch Boole erfahren hat; dagegen fehlt die Methodenlehre und die induktive Logik. In dem behandelten Gebiet wird das vorhandene Wissen klar und in seltener Vollständigkeit geboten, und dem englischen Gebrauch entsprechend werden viele Übungsaufgaben beigelegt. Es ist also an den Schulgebrauch gut gedacht.

Aus der Folge der Kapitel seien einige Eigenheiten hervorgehoben. Beim Begriffsinhalt wird unterschieden die „connotation“ (die in der konventionellen Definition genannten Eigenschaften), dann die „subjektive und objektive Intension“ (die bekannten oder alle überhaupt vorhandenen Eigenschaften). Der viel umstrittene Unterschied der analytischen und synthetischen Urteile wird ein fester, wenn man die „connotation“ des Begriffes zugrunde legt. — Die Ausführungen über Notwendigkeit und Allgemeinheit des Satzes halten die psychologische und logische Frage nicht genügend auseinander. Vorzüglich sind die unmittelbaren Folgerungen behandelt, besonders die Umwandlung des